

Und dann ist da kein Bild mehr

Skizzen zum »Bild Gottes«-Gedanken

Rianne Jongstra

Die Wirklichkeit ist unbequem

Nichts ist so fatal wie eine Idee davon, was wir in der Wirklichkeit zu sehen meinen ... Und so sich die Wirklichkeit selbst zurechtzumachen. Bilder von der Wirklichkeit, die der Wirklichkeit nicht angemessen sind. Die zwar praktisch sind für den Moment, aber letztlich doch nicht auszureichen scheinen. Aber so ist der Mensch ... Denn nichts ist so unbequem, wie die Wirklichkeit selbst anerkennen zu müssen. Ohne sie zu ergänzen. Einfach zu sehen, wie sie ist. Ohne meine Bilder, meine Wünsche, meine Frustrationen oder meine eigene Geschichte. Und damit das Ergebnis also schon im Voraus im Visier zu haben. Ich brauche mich dann lediglich dem anzuschließen, was ich von vornherein schon dachte. Und habe also schon im Vorhinein das Ergebnis gefunden. Aber es fühlt sich dennoch unbehaglich an. Denn das Leben geht einen eigenen Weg, auch wenn ich mir darunter etwas anderes vorgestellt hatte. Und so werde ich mehr konfrontiert mit meinem eigenen Bild von der Wirklichkeit als mit der Wirklichkeit selbst.

Jeanne ...

Sie ist schön. Jedenfalls findet sie das selbst. Stark geschminkt und mit Schmuck behängt. Und ihre Täschchen sind ihr ganzer Stolz, denn darin trägt sie ihr ganzes Leben mit sich. Briefe, Karten, Andachtsbildchen, Bonbons und vor allem Make-up. Das ist, was wichtig ist in ihrem Leben. Ein Leben, das sich abgespielt hat zwischen Gesellschaft und Einrichtung. Zwischen psychiatrischer Pflege und Pflege von Menschen mit geistiger Behinderung. Niemals ein Fleckchen im Zusammenleben finden können und überall aus dem System gefallen. Sogar aus ihrer eigenen Familie. Eigentlich willst du nicht

mit ihr in der Stadt gesehen werden. Sie erregt Aufsehen, denn sie ist anders. Nicht normal. Ein wandelndes Gemälde. Aber da ist noch etwas. Sie ist ein Fan von David Cassidy. Schon ihr ganzes Leben lang. »Er ist mein Liebhaber«, sagt sie eines Tages zu mir. Es ist, als ob sie etwas bekennt, das ihr Leben getragen hat. Etwas, durch das sie doch ihrem eigenen Leben Sinn gab trotz aller Wahnvorstellungen und Medikation, aller Behandlungen und Katastrophen, die das ganze Leben hindurch wie Narben brennen. »Was meinst du damit, Jeanne, was ist für dich ein Liebhaber?«, frage ich. Denn David Cassidy ist für mich jemand aus der fernen Vergangenheit. Offenbar ist ihr Erleben anders. »Der mich wert findet, geliebt zu werden«,¹ sagt sie geradeheraus. Einfach so gibt sie ihre Intimität preis. Und ich stehe da mit offenem Mund ...

Nichts so unbequem wie die Wirklichkeit

Schau dir Jeanne an! Ein Phänomen. An ihr ist nichts, was man »normal« nennt. Äußerlich nicht, innerlich schon gar nicht. Sie stellt alles, was ich zu meinem eigenen Bezugsrahmen zähle, auf den Kopf. Sie lebt ganz und gar in ihrer eigenen Welt und versucht, hierin einen Weg zu finden. Der da natürlich nicht ist. Sie schreit. Sie schlägt und manipuliert. Sie lacht und weint über etwas, das ich nicht begreife. Leben und Tod sind Themen, mit denen sie sich endlos beschäftigt. Und die Liebe. Denn David Cassidy ist ja ihre große Liebe. Eines Tages entscheidet ihr Bruder, dass er sie überraschen will: David Cassidy tritt auf im Wembley-Stadion in London. Endlich. Das wird sie sicher großartig finden. Zusammen gehen sie dorthin, aber es geht völlig schief: Jeanne flippt aus und macht deutlich, dass sie das überhaupt nicht schön findet. Sie kann hiermit offensichtlich überhaupt nichts anfangen. Das war nicht *ihr* David Cassidy. Sie kapierte hier von gar nichts mehr und geriet total aus der Fassung. Was eine Überraschung hätte sein sollen, artete aus in tiefe Enttäuschung. Jeannes

¹ Die wörtliche Formulierung dieser Antwort lautet im Niederländischen: »Dat ik niet te min ben« (wörtl.: »dass ich nicht zu gering bin«) und schließt über das Wort »min« an den »Liebhaber« (»minnaar«; vgl. dt. »Minne«) an – eine verblüffende Gedankenbrücke, die sich im Deutschen nicht adäquat wiedergeben lässt [Anm. des Übersetzers].

Wirklichkeit ist eine vollkommen andere als die Wirklichkeit ihres Bruders. Und Sie oder ich hätten noch höflich gesagt, dass David Cassidy nicht mehr ganz so war wie erwartet ... aber so ist Jeanne nicht gestrickt. Sie ging sofort über in »unangepasstes Verhalten«. Es machte dann auch enorm viel Arbeit, wieder ruhig nach Hause gehen zu können. Jeanne hatte eindeutig kein Bedürfnis danach. Sie macht mir klar, dass mein eigenes Bild von der Wirklichkeit nicht ihre Wirklichkeit ist. Und dass wir diese gerne für einen anderen ergänzen. Und dass es deshalb wohl oft schiefgeht. Eine heikle Angelegenheit. Freilich: Was ist das eigentlich: die Wirklichkeit? Und Jeanne zeigt mir, dass wir mehr mit den Bildern leben, die wir gestalten, als mit der Wirklichkeit selbst. Das ist etwas, das man berücksichtigen muss.

Auf der Suche nach dem Thema: Bild Gottes ...

Jeanne gab mir zu denken: Wie oft machen wir uns doch Bilder von der Wirklichkeit, statt der Wirklichkeit selbst ins Auge zu sehen? Doch können wir überhaupt anders? Kann man eigentlich sehen, ohne das mit dem eigenen Blick zu tun? Ich glaube nicht. Wir können höchstens von verschiedenen Blickwinkeln aus sehen. Und hoffen, dass dies eine Erkenntnis bringt. Aber es ist schwierig.

Deshalb habe ich auch mit diesem Thema gerungen: Bild Gottes. Wenn es das denn gibt. Ehrlich gesagt, weiß ich es nicht, denn ich habe kein Bild von Gott. Geschweige denn, dass in der Wirklichkeit etwas wahrgenommen werden könnte, das dieses Bild wiederzugeben in der Lage wäre. Ich überlasse es Ihnen. Aber vielleicht ja umgekehrt. Zumindes, wenn Sie bereit sind, die Wirklichkeit anders sehen zu können und nicht zu ergänzen. Aber wir sind Menschen ... und können nicht anders, als die Wirklichkeit von unserer eigenen Subjektivität aus zu sehen. Um von da aus Spuren Gottes wahrzunehmen. Wenn es sie denn gibt. Auch in meiner Alltagswirklichkeit. Ich möchte hier deshalb nur Skizzen anbieten, die mich auf die Spur bringen können, etwas wahrzunehmen von der Wirklichkeit, in der ich etwas von Menschen gewahren kann, die zu meiner Überraschung so etwas – und ist es auch nur für den Moment – wie eine Spur Gottes aufleuchten lassen. Hoffentlich ohne diese Spur zu ergänzen. Für mich ist das eine Art und Weise, auf die Wirklichkeit um

mich herum zu schauen, um darin etwas – und ist es auch zu meiner eigenen Verwunderung – wahrzunehmen von einem Bild Gottes. Und das ist schon ein großes Wort. Zu groß vielleicht. Denn gibt es wohl so etwas wie ein »Bild« von Gott?

Ich arbeite als geistliche Begleiterin mit Menschen. Um mir selbst irgendwie einen Rahmen zu geben, schaue ich nach Menschen, die verletzlich sind. Das ist meine tägliche Realität. Menschen, die mir wichtig sind, aber in der Gebrochenheit des Lebens leben. Denn Erfolg und Gedeihen sind etwas, das wir gerne ansehen als Gottes kleines Geschenk an unser Leben. Aber was, wenn es schiefgeht? Kann ich dann in Menschen etwas – und ist es auch nur für den Moment – von Gott wahrnehmen? Etwas von Gott, nicht mehr als ein Bild, das an meinem eigenen Bild von ihnen oder von mir vorbeigeht?

Meine Mutter ...

Das Telefon klingelt. Mein Bruder: »Mama ist gefallen. Das ist das Ende ...« Meine Mutter ist 81. Und hat sich einen Arm und ein Bein gebrochen. Alles geht mir gleichzeitig durch den Kopf: von »Was soll jetzt aus meinem Vater werden?« bis »Warum musste das passieren? Das hat sie doch nicht verdient?«. Meine Mutter. Stets so fürsorglich und rücksichtsvoll. Ein Fels in der Brandung. Und doch so verletzlich und zerbrechlich. Buchstäblich.

Es ist so. Und ich finde es schwierig, meine Mutter so kraftlos zu sehen. In einer Welt, die ich nicht sehen will: Operationen, Infusionen, Doktoren, Pflegekräfte. Wo ist da noch meine Mutter? Ich bin verwirrt durch alle Emotionen, die das mit sich bringt. »Du siehst so blass aus«, sagt meine Mutter liebevoll. Ich begreife nichts mehr davon.

Casper ...

»Es ist genug. Warum muss Casper noch leben? Das ist kein Leben.« Die Nachricht traf wie ein Donnerschlag: Seine Eltern geben an, dass ihr Kind nicht mehr weiterzuleben brauche. Wenn einem das selbst passiert! Nach seiner Geburt wurde an ihm eine Herzoperation vor-

genommen, die fehlschlug: Eine Dreiviertelstunde Reanimation führte dazu, dass ihr Baby zwar lebte. Aber wie? Ein vegetatives Dasein mit Schmerz und Tränen, das ist alles. Kein Kontakt, kein Wiedererkennen. Niemals mehr nach Hause kommen können, sondern aufgenommen werden in eine Pflegeeinrichtung. Acht Jahre später und nach vielem Ringen begreifen sie, dass die Liebe zu ihrem Kind bedeutet, dass sie es loslassen müssen. Er muss nicht leben. Sie gestehen ihm zu, dass sein Leben, das gut war, wie es war, zu einem Ende kommen kann. Das Kind, das sie empfangen hatten, dürfen sie der Quelle des Lebens wieder zurückgeben. So drücken sie es aus. Alle sind in heller Aufregung. Logisch, denn hier geht es um ein Kind, und wer sind wir, dieses Leben einfach so enden zu lassen? Wir sind doch da, um für es zu sorgen! Was ist gute Pflege? Müssen wir das Leben mit allen zur Verfügung stehenden medizinischen Mitteln verlängern? Dürfen wir das qualvolle Sterben verlängern? – Verwirrung und Unschlüssigkeit allenthalben, bis in die höchsten Kreise. Babylonische Sprachverwirrung: Jeder scheint eine andere Sprache zu sprechen.

Schließlich nehmen die Eltern Casper aus der Pflegeeinrichtung mit, damit er zu Hause sterben darf. Ich werde diesen Moment nie vergessen.

Sieh es doch mal an!

Damals kam meine Mutter ins Krankenhaus. Von einem Moment zum anderen fiel die Regie über ihr eigenes Leben weg. Und ich wusste nicht, wie lebensbedrohlich ihr Sturz war – aber eigentlich wollte ich es nicht wissen. Obwohl ich es sehr wohl wusste. Doch meine Angst war zu groß, um der Wirklichkeit ins Auge sehen zu können. Zahllose Fragen an den Arzt, der eigentlich fand, ich sei überbesorgt. Der aber nicht meine Angst sah. Oder der vielleicht nicht wusste, wie er damit umgehen sollte. Und ich auch nicht.

Die letzten Monate des Lebens meiner Mutter waren vielleicht doch die wichtigsten meines Lebens mit ihr. Ich sah, wie sie tapfer durch alle Behandlungen ging. Sie tat es trotzdem. Ich fühlte, wie sie immer weniger konnte, aber sie tat, was sie konnte. Ich wusste, sie tut es für uns. Für meinen Vater, meine Brüder, für die Enkelkinder.

Sie wollte so gern noch für uns da sein. Denn das war es, was sie immer gewesen war. Und es bereitete ihr Kummer, dass sie das nicht mehr konnte. An ihrem letzten Geburtstag hat sie leise geweint. Ich habe meine Mutter noch nie weinen gesehen. Da wusste ich, dass sie es wusste. Und dass wir es wussten. Wenn du das siehst, hast du keine Worte mehr. Dann hast du deine Angst hinter dir gelassen.

Was ist das eigentlich: ein Bild ...?

Casper war ein schönes Kind. Wunderschöne dunkle und etwas feuchte Augen – man könnte fast darin ertrinken. Aber das war Casper nicht. Es war nicht ihr Kind. Er war das Ringen mit ihrem eigenen Leben. Das acht Jahre gedauert hat. Und diese Jahre waren auch für Casper ein Leidensweg. Er bekam Verwachsungen, weinte und war gefangen in seinem eigenen Dasein. So wie es auch seine Eltern waren. Gefangene im Leben. Gefangen in dem Bild ihres eigenen Kummers.

Eigentlich verstehe ich Caspers Eltern gut. Als sie wussten, dass sie mit dem eigenen Kummer auch ihr Kind gefangen hielten, konnten sie es loslassen. Und damit das Bild, das sie von einem gesunden Kind hatten, von Casper. Manchmal muss man den Mut haben, das Bild, das man hat, loszulassen. Und das ist schmerzhaft. Caspers Eltern haben acht Jahre dafür gebraucht. Und selbst dann ...

Und dann ist da kein Bild mehr ...

Wenn es etwas gibt, das Jeanne und meine Mutter, Casper und seine Eltern mit gezeigt haben, dann ist es die Desillusionierung meiner eigenen Bilder von der Wirklichkeit. Ich habe die Wirklichkeit manchmal so aufgetakelt, dass ich sie nicht mehr sehen kann. Und es ist dann eine Menge Arbeit, meine Bilder in mir selbst loszulassen. Denn darum geht es letztendlich. Jeanne, meine Mutter und Casper zwangen mich dazu. Und das ist etwas, das Zeit erfordert. Und es ist nicht leicht, denn sie verlangten meinen Gedanken, Gefühlen und

Überzeugungen das Äußerste ab. Um mich selbst dann letztlich loslassen zu können. Und auf seltsame Weise fühlte sich das gut an. Dann muss da ja auch kein Bild mehr sein.

Leben lernen mit dem Tod

Sterben, daran gewöhnt man sich niemals. Man braucht ein ganzes Leben lang dafür, sich daran zu gewöhnen, dass man irgendwann sterben wird. Ob man nun ein langes Leben hat, so wie meine Mutter, oder ein kurzes, wie Casper: Das macht eigentlich keinen Unterschied. Man wird sich letztlich damit abfinden müssen.

Doch das Sterben meiner Mutter und Caspers lehrte mich noch mehr. Meine Mutter und die Eltern von Casper lehrten mich, dass sie so gerne wollten, da wäre noch etwas an Leben möglich. Aber dass es nicht so war. Und dass sie nichts anders konnten, als dieses loszulassen. Und den Tod im Leben zulassen.

Es klingt so einfach. Doch das ist es nicht. Für sie selbst nicht, aber auch nicht für ihre und meine Umgebung. Denn unsere Gesellschaft ist hierauf nicht eingestellt. Wir beschäftigen uns mit Gesundheit und Besitz. Mit mehr und besser. Mit Autonomie und damit, alles unter Kontrolle zu haben. Der Tod ist aus dem Leben verbannt. Jetzt, da Religion und Gottesglaube immer weiter an den Rand gedrängt werden, verschwinden auch die Sprache und die Rituale, die es möglich machen, mit Krankheit und Tod umzugehen. Meine Mutter lag im Krankenhaus, und ihre Identität verschwand. Sie war auf einmal Patientin. Und musste behandelt werden. Sterben ist etwas, worüber man nicht oder kaum sprechen kann. Die Medizin-Maschinerie läuft auf vollen Touren, ob du willst oder nicht. Ob du kannst oder nicht. Es ist die Aufgabe unserer Zeit, zu lernen, mit dem Tod umzugehen. Zu lernen, dass der Tod zum Leben gehört. Dass der Tod da sein darf.

Dem Tod anvertrauen

Als Caspers Eltern einsahen, dass sie ihr Bild von einem gesunden Kind loslassen mussten, konnten sie langsam wachsen hin zu einem Vertrautwerden mit dem Tod ihres Kindes. Und hier stießen sie auf eine andere Schicht: eine existenzielle Dimension des Lebens, bei dem der Tod dazugehört. Wo sie auf den Tod hin zuwachsen und sich ihm überlassen konnten. Und das kostet Jahre an Kummer, Zweifel und Verzweiflung. Wut. Unverständnis ihrer Umgebung. Sie mussten da hindurch, ob sie wollten oder nicht. Und dann kam der Tag, an dem sie Casper mit nach Hause nahmen, um ihn zu Hause sterben lassen zu können. Sie baten um ein Abschiedsritual, und ich ging zu ihnen. Ich sah Casper in einem Bettchen liegen im Schlafzimmer seiner Eltern, denn sie sagten: »Hier ist er geboren.« Hier öffnete sich ein intimer Raum. Hier sah ich zwei Menschen, die ihr Kind unendlich liebten. Eltern, die nun wussten, dass der Tod zum Leben gehört; die das endlich zulassen konnten. Und sich in Demut vor Gottes Antlitz verbeugen wollten. Ein intimer Raum, auch in geistlicher Hinsicht. Hier waren wir auf heiligem Boden.

Wir zündeten seine Taufkerze an als Symbol für Gottes Nähe im Leben, aber auch im Tod. Wir lasen in der Schrift: „Meine Tränen hören nicht auf zu strömen und ich weine ohne Unterlass, bis aus dem Hohen Himmel Jahwe auf mich blickt, nach mir sieht“ (Klgl 3,49f.). Wir salbten ihn mit Öl als Stärkung für das letzte Stückchen seiner Lebensreise. Eine Woche später starb er im Schoß seiner Mutter.

Wenn Menschen ihr Leid durchleben und sich verbeugen vor dem Geheimnis von Leben und Tod, dann muss man nichts mehr erklären. Dann hat man alle Fragen und Bilder hinter sich gelassen. Dann ist man so weit, dass man sich dem überlassen kann. Dann bleibt nichts anderes übrig als ein Gebet dieser Eltern für ihr Kind. Dann höre ich, wie diese beiden wundervollen Menschen ihr Kind der Quelle des Lebens anvertrauen. Für sie war das genug. Ob sie ein Bild von Gott hatten? Ich denke, nicht. Das hatten sie auch schon lange losgelassen. Aber ich sah, wie sie sich verbeugten vor dem Geheimnis von Leben und Tod. Darin geschah, was die Schrift aussagt: „Du, der Du auf mich blickst, nach mir siehst.“ Als ein Geheimnis. Als unbegreiflich. Aber auch dem kann man sich überlassen.

Der Tag, an dem meine Mutter starb

Es ist seltsam, aber wenn man den Horizont des Lebens nahe kommen sieht, dann sieht die Wirklichkeit auf einmal ganz anders aus. Sie wird kleiner. Und die kleinen Dinge werden wichtig. Aber auch die großen. Denn wie gibt man sein Leben letztlich aus der Hand? Wie lässt man das Liebste los, das man am liebsten nicht loslassen will? Ein unmöglicher Auftrag. Und menschlich gesehen nicht zu leisten. Ich weiß, dass meine Mutter das letztendlich auch verstanden hat. Es ist nicht zu schaffen. Und jetzt wussten wir auch, wie verletzlich das Leben eigentlich ist. Letztlich hast du nichts in der Hand. Und dein eigenes Leben schon gar nicht. Den Tod übrigens auch nicht.

Allmählich sah ich hier etwas sich verändern. Wenn man weiß, dass das Ende nah ist, dann kann man zwei Dinge tun. Du wehrst dich dagegen. Oder du vertraust dich ihm an. Auch mit deinem Kummer und Schmerz. Und Letzteres tat meine Mutter. Sie wuchs in dieser Erkenntnis. Sie lebte das Leben. Sie genoss die Momente, die wir noch beisammen waren. Sie sah der Wirklichkeit vom Ende ihres Lebens her ins Auge. In aller Ruhe besprach sie ihre Wünsche rund um ihre Beerdigung mit meinem Vater und ihren Kindern. Sie winkte uns noch nach und küsste uns, so wie sie uns noch niemals geküsst hatte.

Und dann klingelte das Telefon: »Ihrer Mutter geht es nicht gut. Sie müssen kommen ...« Und ich wusste: Sie hat sich selbst anvertraut. Und sie hat uns loslassen können. Es war ihre Liebesgeste für uns. Wir haben ihren toten Körper gewaschen, sie angekleidet, Lippenstift aufgetragen, denn meine Mutter ging nie aus der Tür ohne Lippenstift. Gemeinsam haben wir ihr gedankt für alles, was sie uns gegeben hat. Und dann haben wir sie für ihre letzte Reise nach Hause gebracht.

Allerletzte Gesten, getragen von einer Liebe, die das Einzige war, was übrig blieb. Schon so oft hatte ich gedacht: »Wie wird meine Mutter aussehen, wenn sie tot ist?« Ich konnte mir kein Bild davon machen. Es gelang einfach nicht. Und nun, da sie tot war, sah ich: Das einzig Wichtige war, dass ich sie geliebt hatte. Sie hat mir das Leben gegeben. Sie starb und lehrte mich zu leben, sodass ich sie loslassen konnte. Sie lehrte mich, das Leben zu leben in Sichtweite des Todes. Sie hat mir gezeigt, dass das Einzige, was zählt, die Liebe

ist. Sie hatte keine Angst zu sterben, aber sie wollte uns nicht loslassen. Bis sie wusste, dass Loslassen nicht anders möglich war als mit der Liebe, mit der sie sich immer um uns gekümmert hatte. Als sie das wusste, konnte sie sterben. Als sie tot war, gewährte ich die Liebe. Den Kern meines Daseins. Tod und Leben, ein Geschehen, das die Tiefe meiner Intimität berührt. Ein Bewusstsein, das bis in den Kern meiner Seele reicht: geschaffen zu sein. Gewollt und geliebt. Wert gefunden ...

Mein Gottesbild?

Wenn ich die Reise von Jeanne, von Caspers Eltern und von meiner Mutter noch einmal durchlebe, dann sehe ich vor allem, dass die Wirklichkeit, in der wir stehen, oft geprägt ist durch die Bilder, die wir von ihr haben. Die Welt unserer Träume und Sehnsüchte. Unsere Habgier und Ich-Bezogenheit. Getue, mit dem wir auch Bilder von Gott gestalten, die nicht Gott sind. Bis der Tod ins Leben kommt. Und meine Sprache verstummt. Wo alles zerplatzt, was mir so vertraut und sicher schien. Einschließlich meines Bildes von Gott. Wenn ich es überhaupt hatte.

Aber ich habe auch gesehen, dass Leben letztlich Sich-Beugen ist. Übergabe. Der Tod lehrt mich, was Leben ist. Und dass Leben nichts anderes ist als nachzugeben – in dem Bewusstsein, geliebt, angeblickt und gewollt zu sein. Wertvoll. Durch alle Tränen hindurch unendlich geliebt zu werden. Und dich selbst deshalb loszulassen. Das ist, was Sich-Überlassen letztlich ist. Liebe. Und sie spielt sich ab im Tiefsten meiner Seele. Über alle Worte hinaus. Über alle Bilder hinaus. Allein durch ihre Liebe konnten Caspers Eltern und meine Mutter das Unmögliche tun: dasjenige loslassen, was sie lieb hatten.

Zugleich ist Loslassen auch Anvertrauen. Nicht als Bild, sondern als Erfahrung. Denn eigentlich weiß ich nicht mehr, was von mir ist. Oder von Gott. Aber auf die eine oder andere Weise zählt das nicht mehr. Denn das sah ich bei Caspers Eltern. Bei meiner Mutter. Im Lernen loszulassen wuchs das Vermögen, sich anvertrauen zu können. Dem Leben selbst und dem Tod. Selbst vertraut zu werden mit dem Tod. Und mit dem Leben. So konnten Caspers Eltern dankbar sein für sein Leben. Wir haben Gott hierfür gedankt. Und nachdem

Und dann ist da kein Bild mehr

wir meine Mutter nach ihrem Tod zurechtgemacht hatten, haben wir ihr miteinander gedankt. Und wir sagten es auch Gott, denn wir wussten nicht, wie wir es anders sagen sollten. Meine Brüder sind nicht so kirchlich. Aber wir fühlten, was wir beteten: „Meine Tränen hören nicht auf zu strömen und ich weine ohne Unterlass, bis aus dem Hohen Himmel Jahwe auf mich blickt, nach mir sieht.“

Aus dem Niederländischen übersetzt von Ulrich Dickmann